

Fortsetzung von Seite 45

nicht erträglich, daß Jürgen Bartsch Richter keine Wahl hatten, daß am 15. Dezember 1967 in Wuppertal keine freie Entscheidung freier Richter zur Verkündung kommen konnte, weil der noch immer zum Fürchten primitive Apparat Justiz & Strafvollzug ein Hilfe einschließendes Urteil nicht zuließ. So oft der Vorsitzende dem Angeklagten das Selbstverständliche versprach, eine Entscheidung nach bestem Wissen und Gewissen, so oft versprach Landgerichtsdirektor Walter Wülfing Jürgen Bartsch das in diesem Verfahren Unmögliche.

Neun Verhandlungstage lang wurde Walter Wülfing nicht müde, seine richterliche Unabhängigkeit zu beschwören. Sie zu beweisen, war ihm verwehrt. Und so geriet ihm zur Karikatur, was er darstellen wollte. Zwei Tage lang nahm sich Walter Wülfing die Freiheit, dem Saal einen redelustigen Richter zu präsentieren, Jürgen Bartsch zu unterbrechen, wann immer es ihm einfiel. Erst am dritten Tage begriff er, daß ihm diese auf Kosten des Angeklagten demonstrierte Unabhängigkeit, die ihm keiner verwehrt, zur Willkür verkam, zu einem eiteln Versuch, vom Scharfen des Jahrhundertfalls zu zehren.

Aber was Walter Wülfing auch an vermeidbar Peinlichem unterließ, vor allem während der Vernehmung einiger minderjähriger Zeugen, die er zu Niemandes Nutzen zu wenig schonte, peinlicher war, was er nicht vermeiden konnte — daß der Eindruck einer abgekarteten Inszenierung entstand, daß dieser Prozeß bei aller angestrengten Gründlichkeit jenen fair trials gleich, die eine beschlossene Hinrichtung präliminieren. Das allzu althergeholte Pathos, das seine Urteilsbegründung durchzog, in der es allzu ungebrochen vom Recht zur Rache raunte, überbante nur allzu schrill dieses Richters Verlegenheit, dem die Dürtigkeit des Wissens, auf das er seine Entscheidung stützen mußte, nicht entgangen war, der nur nach bestem Gewissen entscheiden konnte, wo er lieber guten Gewissens entschieden hätte.

Es waren nicht Walter Wülfing und seine Beisitzer, die in Wuppertal versagten. In Wuppertal versagte die psychiatrische Wissenschaft. Es waren die mit der Exploration Jürgen Bartschs betrauten Gutachter, die es versäumten, wenn nicht für ein erträgliches Urteil, was vielleicht nicht in ihrer Macht lag, so doch für eine erträglichere Verhandlung zu sorgen.

Wie selten in einem Prozeß kam es in diesem darauf an, die Strecke zu vermessen, um die unser Wissen vom Verbrechen unserer Behandlung des Verbrechens voraus ist. Die Wissenschaft hatte hier die sich nicht immer so deutlich bietende Chance, nachdrücklich auszusprechen, daß zu viele unserer Gesetze unsere Richter zu häufig zwingen, wider besseres Wissen zu verurteilen. Das hätte Jürgen Bartsch nicht mehr geholfen, auf dessen sichere Verwahrung auch die Nachsicht hätte dringen müssen, aber doch geholfen, die notwendige Überlegung zu popularisieren, ob die Verwahrung, die hier die einzig sichere war, in einem Fall wie diesem die richtige ist und die einzige bleiben soll. Die in Wuppertal versammelte Wissenschaft verzichtete.

Nur Mordlust, nichts Sexuelles

Sie gab sich mal forsch, mal poetisch, mal amateurkriminalistisch in Professor Lauber, dem Direktor des Landeskrankenhauses in Langenfeld.

Professor Lauber begann seinen vernichtenden Vortrag, dessen Ziel die rigorose Erklärung war, daß es in diesem Prozeß ein Ungeheuer abzuurteilen gelte, wenn auch ein normales und überdies intelligentes Ungeheuer, das hinter der vermeintlichen Krankheit aufzuspuhen sei, mit dem Satz, daß über dem Saal, in dem er jetzt zu sprechen anhebe, tagelang lähmendes Entsetzen gelastet habe, das alle Zuhörer bis zum Abgrund des nicht mehr Faßbaren geführt habe. Und er schloß seine von keinerlei Bedenken getrübe Fassung des nicht mehr Faßbaren mit einer Reminiscenz an seinen ersten akademischen Lehrer, der weiland die Gelegenheit hatte, den berühmten Mörder Peter Kürten zu examinieren. Sein verehrter Lehrer habe damals, sagte Professor Lauber nicht ohne Rührung, seinen Vortrag über Kürten mit einigen Sätzen beendet, aus denen nur der mitleidende Arzt gesprochen habe. Das sei eine schöne Geste gewesen, die er wiederholen wolle. Diese Sätze, denen er sich anschließt, verlese er nun. Sie waren menschlich, so menschlich, daß selbst in einem Parteiverfahren auch der Staatsanwalt sie hätte riskieren können. Professor Lauber hielt ein Plädoyer gegen das Gutachten, das er nicht erstattet hat.

Ansonsten trat Professor Lauber dadurch hervor, daß er während der Beweisaufnahme oft uns Wort bat und knifflige Fragen an den Angeklagten adressierte, dadurch auch, daß er mehrmals seine Unbestechlichkeit betonte und auf seinen anerkannten Rang als Wissenschaftler hinwies, den auch ein beiläufiger Irrtum nicht herabsetzen könne.

Der lief ihm bei, als er erklärte, von der überdurchschnittlichen Intelligenz des Angeklagten zeuge eindrucksvoll die Rede, die Jürgen Bartsch anläßlich eines Abtanzenballes verfaßt habe, denn diese Rede sei überdurchschnittlich gut formuliert. Sie war es. Nur hatte Jürgen Bartsch sie nicht verfaßt, sondern einem Redesteller entnommen, was deutlich genug zu hören war.

überzeugt, gab sich die psychiatrische Wissenschaft in dem Privatdozenten Dr. Dr. Bresser aus Köln.

Er brachte Jürgen Bartsch auf die handliche Vollverantwortlichkeitsformel, man habe es hier mit einem ungewöhnlich ausgeprägten, einmaligen und darum äußerst interessanten Fall eines sadistischen Intelligenzverbrechers zu tun, dessen eingehendere Untersuchung zwar zum Nutzen der Wissenschaft ungemein wünschenswert sei, doch werde auch die gründlichste Untersuchung keinen Zweifel daran wecken können, daß dieser Täter verstandesklar gehandelt habe und darum in ein Zuchthaus und nicht etwa in eine Heilanstalt gehöre, zumal ihm die ärztliche Kunst wohl kaum mehr zu helfen vermöge.

Ein Täter von dieser Intelligenz sei auch schon deshalb ein im Sinne des Mordparagraphen schuldiger Täter, dem keiner der entlastenden Paragraphen des Strafgesetzbuches oder des Jugendgerichtsgesetzes zugestanden werden könne, weil die Intelligenz, und zumal eine außerordentliche, dem Menschen gegeben sei, damit er seine Triebe zügeln. Es sei zwar eine moderne und verbreitete Auffassung, daß der Mensch mitunter seinen Trieben ausgeliefert sei, aber das sei eine Spekulation, der man entgegengetreten könne oder sogar müsse, denn wie die Umwelttheorie sei auch diese in bedenkllicher Weise dazu geeignet, den Richter in Schwierigkeiten zu führen und klare Urteile zu erschweren.

Immerhin, wo Professor Lauber Unumstößliches dekretiert hatte, räumte Privatdozent Bresser ein. Das menschliche Sosein bleibe auch dem erfahrenen Wissenschaftler oft ein unlösliches Rätsel. Nicht immer sei es möglich, auf die Frage nach dem Warum des menschlichen Tuns eine klärende Antwort zu erteilen. Es gebe da ein Dunkel, das auch die Wissenschaft nicht immer zu erhellen vermöge.

Das Licht, das Privatdozent Bresser in die Dunkelheit um Jürgen Bartsch getragen hat, brachte dennoch die absolute Gewißheit an den Tag, Jürgen Bartsch sei jederzeit in der Lage gewesen, seinen Trieb zu beherrschen, und es handle sich bei dem abzuurteilenden Sadismus um bloße Mordlust, nicht etwa um etwas Sexuelles.

Nur ungefähr eine Stunde werde er sprechen, versprach Privatdozent Bresser dem Gericht, als er sich niederließ. Als Walter Wülfing ihn nach Stunden bat, innezuhalten, er lese Erschöpfung auf allen Gesichtern, war Bresser gerade dabei, zu erklären, was er unter Lebensführungsschuld verstehe, sich in seine unerklärlichen Erklärungen so zu verstricken, daß sich zunehmend Widersprüche ergaben, die die Verteidigung notierte.

Am nächsten Tag dann räumte Bresser wieder aus, was er eingeräumt hatte, auch die Widersprüche, und zog die Lebensführungsschuld aus dem Verkehr. Er begriffe sich, sagte er, als ein Diener des Gerichts. Es sei nicht seine Aufgabe, als Sachwalter der Menschlichkeit aufzutreten, seine Aufgabe sei es, eine methodisch saubere Grundlage für entschiedene Urteile zu legen. Das wolle er nun endgültig tun. Er habe zwar in diesem Fall einmal an den Absatz 2 des Paragraphen 51 gedacht und diese Erwägung auch in seinem schriftlichen Gutachten angedeutet, daran denke er nun nicht mehr; diese Erwägung erkläre er für gegenstandslos, absolut. Privatdozent Bresser gelang es, seine Rede am Ende bündig zu schließen.

Ansonsten trat er wie Professor Lauber dadurch hervor, daß er sich seiner reichen forensischen und psychiatrischen Erfahrung rühmte, dadurch auch, daß er eine erfreuliche strenge Übereinstimmung in der Begutachtung jugendlicher Rechtsbrecher zumindest in Nordrhein-Westfalen feststellte.

In Professor Scheid schließlich, dem Direktor der Universitätsnervenklinik in Köln, gab sich die psychiatrische Wissenschaft vor allem kollegial.

Er könne, sagte Professor Scheid, die Ausführungen seines Mitarbeiters Bresser, dessen schriftliches Gutachten er mitunterzeichnet habe, nach bestem Wissen und Gewissen vollinhaltlich als unanfechtbar abgesichert bestätigen.

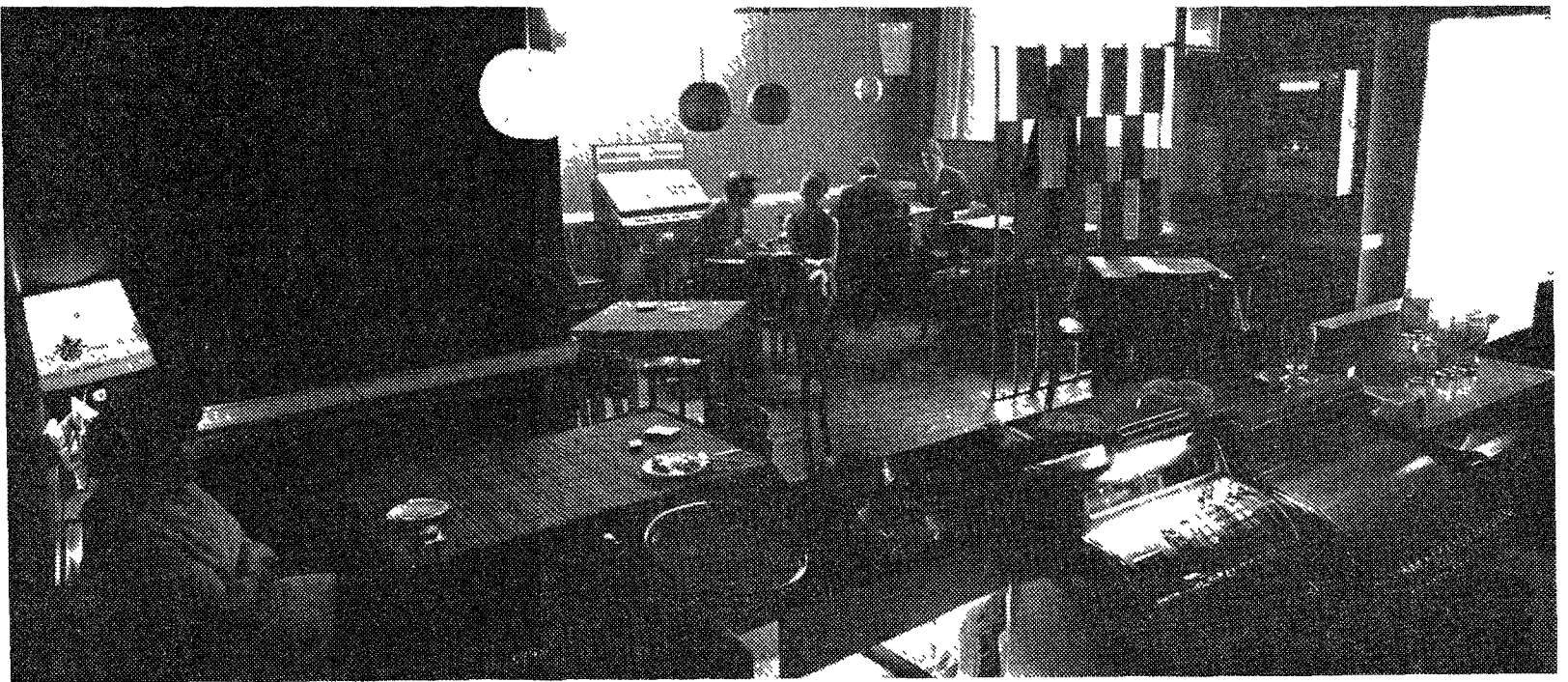
Ansonsten trat Professor Scheid nur dadurch hervor, daß es ihm in freier Rede und fast eine Stunde lang glückte, die Ausführungen seines Vorredners zu paraphrasieren.

Keiner der drei Gutachter hat auf einer klinischen Exploration Jürgen Bartschs bestanden. Alle drei fügten sich, als beflissene Diener des Gerichts mehr denn als Wissenschaftler, dem Wuppertaler Staatsanwalt, der vor den unübersehbaren Risiken der dazu notwendigen Überführung nach Köln warnte.

Die Beweisanträge der Verteidigung, die eine Hinzuziehung weiterer Sachverständiger, des Sexualwissenschaftlers Giese aus Hamburg, des Psychosomatikers Mitscherlich aus Heidelberg und des Genetikers Prokop aus Ostberlin, wies das Gericht zurück.

Solange das, was sich in Wuppertal zutrug, so übereinstimmend zutrug, daß das Gericht an dieser Übereinstimmung nicht vorbeikam, der psychiatrischen Weisheit letzter Schluß bleibt, muß der Apparat, der Jürgen Bartschs weiteres Leben regelt, so primitiv bleiben, wie er ist.

Wenn die psychiatrische Wissenschaft es nicht wagt, für eine Verfeinerung des Apparates, für eine menschlichere Justiz und einen vernünftigeren Strafvollzug zu streiten, wie sollen es die Richter, die bei aller verbrieften Unabhängigkeit auf die fachliche Beratung der Laubers, Bressers und Scheids angewiesen sind.



„Bier und Korn und Bockwurst — hier bekommen sie eine neue Qualität“

Aufnahme: Michael Ruelz

Am Biertisch — mit Bewußtsein
Impressionen in einer Berliner „Subversiven“-Kneipe / Von Gisela Stelly

Der Name verweist an bürgerliche Südsee-Träume von Schaumkronen und seichter Bootsfahrt. Die „Blaue Grotte“ befindet sich drei Fußwegminuten vom Kurfürstendamm, in einer Seitenstraße.

Um fünf Uhr morgens werden in der Kneipe die Stühle auf die Tische gestellt, reduziert die müde Kellnerin die ohnehin dämmerige Beleuchtung auf ein Minimum, werden die letzten Gläser und die letzten Gäste eingesammelt. Ein Asyl für Rituale macht dicht.

Früher einmal war es eine Kneipe, in der Zuhälter, Dirnen, aber auch die Kleinbürger aus der Nachbarschaft ihr „Bierchen“ tranken. Dann wurde sie langsam unterwandert, in Besitz genommen von jenen, die das Vergnügens- und Konsumritual durchschauen, als Manipulations- und Zwangsmittel ablehnen und sich in Kneipen zurückziehen, in der sie sich keiner Beat-Bar-Braten-Atmosphäre unterordnen müssen — „off-Kudamm“.

Vor allem aber ist die „Blaue Grotte“ mittlerweile zum Treffpunkt einer Clique geworden, deren spezifische Eigenart darin besteht, „subversiv“ zu sein. Die Gruppe hat nicht jenen Grad an Geschlossenheit, wie etwa die „underground“-Bewegung im New Yorker Village, obwohl die Berliner Solidarisieren ein ähnliches Ziel haben: ein „Milieu“ zu bilden, eigene Institutionen ein-

zurichten, spezifische Mittel zu finden, sich vorzuzeigen. In dem Dreieck SDS-Hauptquartier — „Republikanischer Klub“ — Kneipe ist die „Grotte“ der Ort geworden, wo man sich zu späterer Stunde und in nicht mehr ganz reiner ideologischer Zusammensetzung trifft und vergnüglich st — und das mit Bewußtsein.

Nichts Außergewöhnliches ist an dieser „Grotte“, sie ist höchst gewöhnlich, nur daß sie den Spielraum läßt, unter sich zu sein, daß sie wenig von der Art Verhalten fordert, das man „verbindlich“ nennt.

Vor dem Ausschank stehen ein paar Hocker. Die Stühle und Tische sind hölzlig und sonst nichts. Die Musik-Box hat die neuesten Schlager, und Flipp-Automaten stehen nahe der Toilette. Im Sommer stehen Stühle auf der Straße, und auch im Winter wird der hintere, fast abgetrennte Raum im Whisky-à-go-go-Stil mit Tanzfläche nur hin und wieder wahrgenommen. Gegeben wird nicht, und wenn, dann nur Bockwurst. Getrunken wird Korn und Bier. In anderen Kneipen ist das kaum anders; doch Bier und Korn und Bockwurst und Holzische und Holzstühle, hier bekommen sie eine neue Qualität. Ihre Werte stellen sich gleichsam auf den Kopf, werden zu einem neuen Ritual erhoben — das des so vertrackt einfachen Lebens. In diesem Falle verdreht sich Marxens Satz: Das Bewußtsein

bestimmt das Sein. Die Umwelt wird durch die Gedanken veredelt.

Die Männer in dieser Kneipe sind manchmal schön, selten begütert, ziemlich jung. Zuweilen haben sie den klaren oder tief erkennenden melancholischen Blick des Helden, und sei es auch nur des im Geiste. Sie wollen im Hades sich tummeln und doch irgendwann die Sonne erreichen; sie sprechen vom Kampf, und es klingt wie Sieg, und es rieselt einem warm über den Rücken. Zwischendurch frönen sie irgendeiner Automaten-Tätigkeit und erheben erst dieses Fingerdruck-Spiel und dann auch sich selbst ins Unbegreifliche. Sie reden selten von Marx und selten von Lenin, und wenn, dann nur in Zitaten für Taten. Sie durchschauen die Welt und wollen gern mit einfachen Menschen sprechen, am liebsten mit Arbeitern — die es hier nicht gibt. Sie trinken viel und tanzen wenig. Sie reden sehr viel, und auch dann, wenn es deftig klingt, ist es sensibel. Zu Mädchen sind sie nett, auch wenn sie meist allein kommen und allein gehen. Mit der Kellnerin machen sie die üblichen Späße — allerdings bewußt.

Die Mädchen sind selten schön, doch sie verstehen sich im Dekor, verstehen es, mit hoher Stimme sich durchzusetzen gegen ein, zwei, mehrere Männer: Sie lassen sich nicht mehr einfach so nehmen — wollen es dann aber doch. Ein bißchen Straßenkampf in den Augen, ein bißchen klug, ein bißchen überdrußbürgerliche Exzentrik, so sitzen sie zwischen den Herren im Dämmerlicht. Der Korn ist billig, das Bier auch. Die Denker und Dichter und Bildner lassen sich vollaufen, üben sich dann im Vokabular der ehemaligen Zuhälterkneipe — auch bewußt. Sie lassen gleichsam die repressive Gesellschaft zu Worte kommen, sprechen von dem unseligen Ordnungs- und Zuordnungszwang, sprechen wie Zuhälter und werden mitunter von ihnen verprügelt — alles muß seine Ordnung haben, jedem das Seine.

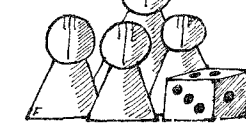
Sonnabends freilich läßt sich schon die Degeneration der Kneipe absehen. Es kommen immer mehr Leute, immer besser und schöner dekorierte Leute. Solche, die als erste LSD und Haschisch probiert haben, die in Beat-Lokalen und auf Vernissagen zu sehen sind. Solche schließlich, die die Cinéastenwelle, wenn nicht begründet, so doch beendet haben. Sie tauchen auf und füllen den Raum, tanzen, flirten, amüsieren sich — breiten sich aus. Sonnabends, vorerst nur sonnabends, ist das Ritual der „Grotte“ gestört, zeigt sich die Banalität der Umgebung als banal. Das Milieu wird modisch.

Seitdem der linken Bewegung nicht nur einiges Aufsehen, sondern auch manches Ansehen zuteil geworden ist, einiges schon an Personenkult gemahnt, sind die Geschmacksnerven mobilisiert worden.

Und auch an Wochentagen bekommt die „Grotte“ Besuch. Der sitzt da voller Erwartung, trägt vielleicht auch schon einen Plakettenausweis. Dann kommt die Kommune. O nein, sie enttäuscht nie. Sie wagt ein freches Tänzchen und rollt mit den Augen. So nebenbei demonstriert sie ihren entzweitigten Sexualtrieb, verlernt auf höchst unterhaltsame Weise die Form, spult vor den traumvollen Augen des Besuches die ganze Hit-Parade der Bürger-Aufschreckungs-Kampagne ab. Sie provoziert, sekundiert vom Revolutionskomitee, die Geschmacksnerven des Besuchers in zunehmendem Maße, machen ihn lüstern, und schon fängt er an, an ihnen zu naschen, verwandelt sie mehr und mehr in wohlverdauliche Speise.

Die Kneipe wird zur Imbifstube, in der man die Provokation als illuster belegte Sandwiches verspeist. Das wäre das Ende.

Für Spieler



Magazin und Karten

Wer dieser Tage per Post ein großformatiges Kuvert erhalten hat, das weiß auf grünem Grunde, kundat, der Empfänger sei ein Glückspilz — er ahnt nicht, daß seine Personalien nebst etlichen Lebensumständen in der wohl größten deutschen Mail-Order-Abteilung auf Abruf bereit liegen. Bertelsmann, das Bücher-Mammut, beehrte ihn aber soeben mit einer frohen Botschaft: „Das größte Spielmagazin Europas ist da!“ Es zeigt ihm auf farbigem Glanz-

„Club 79“; C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh; Holzkasten mit vier Doppelspielplänen, je einem Satz Schach- und Damesteine, 80 Halmakegeln, 18 Plastik-Hütchen, 30 Dominosteinen, 32 Blatt Schwarzer Peter, 56 Kärtchen Memory, 2 x 55 Blatt Spielkarten, sieben Würfeln mit Lederbecher, einem Roulette mit zwei Kugeln, Filzplan, Rechen und Chips; alles im tiefgezogenen Plastik-Gefach gelagert; für beliebig viele Personen; 118 DM. Roland Gööck; „Freude am Kartenspiel“; C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh; 190 S., 8,80 DM.

prospekt (40 mal 60 Zentimeter), halb aufgeklappt, seinen Inhalt in roten Samt gebettet. „79 Spiele in einer einzigen Kassette — das hat es bisher noch nicht gegeben!“ Nun, da prahlt mir der Prospekt denn doch ein bißchen zu sehr. Es sind genau vierzehn Spiele: Schach, Dame, Mühle, Halma, Solitaire, Malefiz, Pachisi, Fang den Hut; Schwarzer Peter, Memory; Domino,

Rommé, Würfeln; Roulette. Zweifellos kann man mit solcher Ausstattung 79 Spiele spielen; das ist sogar, wenn man will, eine gewaltige Unterbreitung, denn schließlich hat ein Engländer einmal ausgerechnet, daß es auf der Welt allein 2180 Spiele gibt, zu denen man nichts weiter benötigt als ein Paket Spielkarten.

Der polierte Holzkasten präsentiert sicherlich einen eminenten Spielwert — für den, der diese Spiele noch nicht hat. „Club 79“ wendet sich also an den potentiellen Spieler; ein dankenswertes Unternehmen. Aber das optische Prunkstück des Kastens, das Roulette, das da so verucht-verführerisch aus dem Samt äugt, ist leider Tanne: Das gleiserisch-leichte, talmigüldne Kunststoffblendwerk wiegt 45 Gramm weniger als jeder einzelne der soliden und hübschen Spielpläne aus der Ravensburger Werkstatt.

Alles in allem: Mir ist ein anderes „Spielmagazin“ aus dem Hause Bertelsmann lieber, „Das große Buch der Spiele“ von Roland Gööck. Vom gleichen Autor hat nun der Verlag heuer ein Büchlein herausgebracht, ein graphisches Kabinettstück für alle, die den Umgang mit Spielkarten lieben: viele farbige Reproduktionen von alten, neuen, schönen, skurrilen, ja auch abartigen Blättern (Hindenburg als Ober, Kennedy als Bube, Hitler als Joker, Propaganda-Spielkarten aus dem Dritten Reich) und hunderteinundvierzig treffliche Spielanleitungen vom Sechszehnzehnt bis zum Canasta: „Freude am Kartenspiel“. Bedenkt man, daß dieser Falstaff von einem Spieler im „Großen Buch der Spiele“ eintausendvierhundertundneun Spielvorschläge macht, dann kann man nur raten: Schlag nach bei Gööck! Eugen Oker

Wenn Krankheitskosten steigen — Ihr Krankenschutz steigt mit

Der heutige Mensch lebt länger als seine Vorväter; Dank dem Fortschritt der modernen Medizin hat sich die durchschnittliche Lebenserwartung wesentlich erhöht. Viele vor Jahren noch unheilbare Krankheiten haben heute ihren Schrecken verloren, für immer mehr Krankheiten werden immer bessere Heilmethoden entwickelt.

Dieser segensreiche Fortschritt der medizinischen Wissenschaft fordert seinen Preis. Krankheitskosten haben steigende Tendenz. Die VEREINIGTE hat deshalb Tarife geschaffen, die mit dieser Entwicklung Schritt halten: Wenn Krankheitskosten steigen, steigt der Versicherungsschutz mit, unabhängig vom Lebensalter und unabhängig vom Gesundheitszustand des Versicherten — also zur normalen Beitragsanpassung auch dann, wenn der Versicherte inzwischen schwer oder chronisch erkrankt ist.

Wertbeständig durch Leistungsdynamik — das ist das wesentliche Merkmal dieser neuen Heilkostenvollversicherung. Sie gibt dem Versicherten die beruhigende Gewißheit, daß eine Unterversicherung aufgrund steigender Kosten ausgeschlossen ist: Denn neben verbesserten Heilmethoden sind auch alle anderen Kostenfaktoren moderner Heilbehandlung in die Leistungsdynamik einbezogen. Bitte fordern Sie unter dem Stichwort „Leistungsdynamik“ ausführliche Information.

VEREINIGTE KRANKENVERSICHERUNG A.G.



8 München 23 • Leopoldstraße 24